

## IRINA POLJANSKAJA: ERZÄHLUNGEN □

### DIE HÖHLE

Warum schreibe ich diese Zeilen, in dem kaum vertrauten Zimmer meiner Freundin, die noch dazu verweist ist? Doch nicht etwa nur, weil man jetzt, zu dieser nächtlicher Stunde, in einem fremden Haus, besonders empfänglich ist für das unaufhaltsam fließende Gleichmaß des Flusses, der auch mich hinweg trägt. Weshalb ich versuche, mich mit meinen kraftlosen Händen festzuklammern an Worten wie an einem Weidengesträuch, obwohl ich weiß, daß mich die Strömung losreißen wird von den Weiden wie von den warmen Händen des Lebens und forttragen auf seinem zielstrebigem, ausgewalzenen Wege.

Das Haus meiner Freundin steht am Ufer des Jausa-Flusses. Dabei entspricht das Wort 'Ufer' nicht im Mindesten der Wirklichkeit und hat nur aus Gewohnheit überdauert, ebenso wie der Name 'Jausa-Fluß', denn dieses versickernde, sich durch Schilfdickichte zwängende, seine Wasser nur mühsam zwischen die dicken Halme fädelnde Fließchen fließt in steinernen Wänden. Heute habe ich in der Mitte des Rinnals eine tote Wildente entdeckt: Weshalb sie verendete, weiß ich nicht, doch sie starb in Würde. Den Kopf unter einen Flügel geschoben, um den eigenen Tod nicht zu sehen, hüllte sie sich ein in ihre letzte Wärme, den anderen Flügel ausgebreitet über das fast leblose Wasser, das sanft und abschied nehmend das Gefieder netzte... Dieser sterbende Fluß fließt ein paar Schritte weit von meiner zeitweiligen Behausung, und die Menschen, die an dem Wasserlauf spazieren gehen, möchten es am liebsten überhören, das krampfhaftes, kranke Atmen des Flusses inmitten des biegsamen Schilfs, das ihm kraftstrotzend den Weg verstellt.

Die Wanduhr meiner Freundin tickt, der Sekundenzeiger zuckt, nervös ruckt die Zeit vorwärts, als behinderten auch ihren Lauf wuchernde Schilfdickichte und der Müll des menschlichen Alltagslebens. Der ungleichmäßige, abgehackte Atem der Uhr, die Sekunden verrinnen läßt, das knarrende Geräusch des ins Leere zielenden Zeigers. Das ist meine Zeit, der einzige mir zugesprochene Besitz in diesem Hause, dieser mit feinem Mückensirren gesättigten Luft. Das Heim eines Menschen muß so oder so seine Denkungsart widerspiegeln. Hier ist alles ungeordnet, alles kopfüber, hier sprechen die Dinge verschiedene Sprachen. Die Porträts an der Wand - von Spinoza bis Pasternak - bezeugen, wie breitgefächert die Interessen meiner Freundin sind. Auf die Tapete ist mit Aquarellfarbe eine gelbe Sonne gemalt, deren Anblick mich ganz besonders schmerzt, erhellen ihre Strahlen doch alle Winkel des gescheiterten Traums eines Menschen von sich selbst. Diese geschmacklos hingeschmierten Strahlen sind wie geschleuderte Lanzen, die die Ruhe und Ordnung zur Strecke bringen, die ein jedes Zuhause zieren sollten. Im Bücherregal herrscht Chaos, ein Chaos, wie es zu finden ist in der Seele eines schwärmerischen Menschen, der sich müht, seinen Gedanken so etwas wie Form und dem Leben eine Art Sinn zu geben. Innokenti Annenski hängt in so erniedrigender Nachbarschaft, daß man glaubt, es handele sich um ein Menschenwesen, das zu Zeiten der Pest umkam - kein Verwandter in der Nähe, keine vertraute Seele, ringsum nichts als Fremde, vereint allein dadurch, daß sie alle hinweggerafft wurden während der großen Seuche. Keine Buchrücken, sondern Inschriften auf einem Massengrab. Und mein Blick zuckt wie der Sekundenzeiger: Da das schlichte Antlitz einer Greisin mit schwarzem Kopftuch, das Gesicht der Großmutter meiner Freundin, und ich schaue es an, als gäbe es Hoffnung, daß die alte Frau die verkniffenen, eingefallenen Lippen regt und erzählt von jenem Ufer, wo sie jetzt ist, und Innokenti Annenski, und all jene, deren Bilder hier hängen, ohne jede Ordnung, jeden Gedanken. Wie in einer Wolke (das Foto ist unscharf): das Gesicht der großen Marina. Auch du, Märtyrerin, bist hier in diesem Pantheon von Märtyrern, die unablässig in ihre wahrgewordene Zukunft starren und doch nichts darüber wissen. Aber ich weiß. Und da hängt auch mein Foto: Die Freundin hat es zwischen die Strahlen der scheußlichen Sonne platziert, jener Sonne, die das ganze Zimmer überwuchert, und so schaue ich, wie die anderen, in die Zukunft, und ich erkenne sie nicht.

Meine Freundin lebt allein, doch sie ist mit ihrem Leben zufrieden. Tagsüber arbeitet sie als Krankenschwester in einer Klinik, und abends liest sie, die Finger in der Konfektschale, auf dieser breiten, durchgedrückten, dunkelgrünen Couch, sieht fern oder denkt nach über das Leben. Wenn ich sie anrufe, spricht sie dumpf und ungeduldig, wie ein Mensch, den man von einer wichtigen Beschäftigung abhält. Lieber Gott im Himmel, unsere Beschäftigungen! Unser unsichtbares Leben, verborgen vor den Augen

der Menschen, so voll von Selbstbetrug, an dem sie ungewollt beteiligt sind, all diese Gesichter - von Spinoza bis zu der Greisin im schwarzen Kopftuch. Ein jegliches Ding hier, von dem Buddha-Figürchen bis zu dem Foto eines sibirischen Katers, atmet das Unwissen des Menschen über sich selbst, ein jedes wirft ein Abbild wie jener trübe, weißliche Spiegel mit dem goldpapierbeklebten Rahmen. Spiegel strömen auch dahin wie Flüsse, zuerst den einen, dann einen anderen und danach einen dritten Menschen widerspiegelnd auf ihrer glattglänzenden Oberfläche. Vor dem Spiegel hat sich die kleine alte Frau das Tuch gerichtet, mit dem man später bei ihrem Tod das Glas verhängte, die Freundin sah sich darin als Kind, als junges Mädchen, als dreißigjährige Frau, und sie wird sich darin als Greisin erblicken. Wozu braucht sie Buddha? Daß er wie ein Pfahl den Ast stützt, der zu brechen droht unter den schwer lastenden Früchten der Verzweiflung? Abend für Abend rücken sie zu einem dichten Kreis zusammen, undurchdringlicher als die Mauern einer Bastion schirmen sie die Freundin ab von jenem Leben, das wir alle erträumten. Sie tuscheln mit ihr, hier fühlt sie sich wichtig, ganz anders als in der Arbeitsgruppe, wo man sie wunderbarlich findet, eine eigenbrötlerische alte Jungfer nennt... Sie schaut in die Bücher wie in einen Spiegel, erblickt darin das Ebenbild ihrer eigenen Gedanken und freut sich darüber. Und ich schaue auf ihre Wände, als wären auch sie Spiegel, und ich sehe mich, zitternd vor dem Atem eines fremden Lebens, niedergeschmettert von der Ahnung der eigenen Armseligkeit.

Als die Freundin wegfuhr, hatte sie mich um eines gebeten: Ich sollte nicht vergessen, ihren Hamster zu füttern. Der Hamster lebt in einem Käfig in der Küche. Tagsüber schläft er friedlich, doch am Abend erwacht er und beginnt wie rasend an den Wänden seines Verlieses zu rütteln. Als ich dieses eigentümliche, ruckende Geräusch zum ersten Male hörte, rannte ich in die Küche: Der Hamster versuchte, den Kopf durch die Gitterstäbe zu zwängen, hetzte hin und her auf der Suche nach einem Ausweg, schüttelte den Käfig. Unsere Augen begegneten sich, und ich wandte den Blick ab. Ich hätte dem Hamster die Freiheit geben können, doch meine Freundin tat mir leid: Es war der einzige Hamster auf der Welt, der ihr nahestand. Wieviele Nächte bereits läßt mich das Beben des Käfigs zusammenzucken wie ein verzweifelter Schrei und vergehen vor quälender Scham, daß ich sie ihm nicht hinstrecken kann, meine Hand, in der leicht und selbstverständlich die Freiheit liegt, und ich denke an jenes Wesen, das ebenso zusieht, wie ich voller Zorn an meinem Käfig rüttelte und die Gitterstäbe erbeben lasse, und das mir die Freiheit nicht geben will, denn - und das verstehe sogar ich - um die Freiheit zu erlangen, muß man nicht das Gitter zersägen, die Riegel aufreißen und die Fesseln sprengen. Und doch schmerzt mich, daß ich dem Hamster nicht helfen kann, aus Angst, die Freundin zu kränken. So leben wir allzeit auf dem Territorium einer fremden Freiheit, fremder Gesetze. Diese Gedanken flößen mir Beklemmung ein, machen mir Angst, und ich möchte die Tür aufstoßen, möchte fliehen vor diesen Wänden und diesen Augen, vor diesem hundert Meter weiter sterbenden Fluß, und ich nehme ein Buch aus dem Regal, schlage es hastig auf, um wie unter Segeln hinüberzugleiten in einen anderen Raum, voller Freiheit und ungebundener Wind, wo sich die Wände nicht krümmen und die Zeiger aufhören zu zucken, und ich versenke den gequälten Blick in ein schlichtes Bild, geliebt seit Kindertagen:

"... In der Bibliothek sitzend, weidete ich mich am Anblick des Gewitters..."

Übersetzung aus dem Russischen: Hannelore Umbreit

Erschienen in:

**VIA REGIA** – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 66/67 2000, herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>